

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 82.

Freitag, 9. April.

1915.

(12. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Um nächsten Morgen schlenderte der Gast durch die Geschäftsräume. Herr Wilmsen hatte ihn gebeten, sich ein wenig umzusehen, da er selbst eine geschäftliche Unterredung mit einem älteren Kapitän habe.

Henning war gerade mit zwei Bediensteten oben auf dem Speicher, als Paridom Puttfarken, ein wenig leuchtend vom Treppensteinen, zu ihm trat und leutselig mit ihm ein Gespräch anknüpfte.

Henning, der schlecht geschlafen hatte und besonders diesem Fremden nicht wohl gesinnt war, gab erst nur kurze Antworten. Das aber schien den Hamburger sehr zu reizen, das Gespräch fortzuführen, und schließlich fragte er: „Na, hätten Sie nicht mal Lust sich zu verändern? Ich will meinem Geschäftsfreund natürlich nicht sein Personal abwändig machen, aber wenn Sie doch mal eine andere Stellung haben wollen, können Sie ja auch bei mir eintreten.“

„Ich soll nächstens in Herrn Wilmsens Kontor Verwendung finden“, antwortete Henning grobhartig.

„Donner — na, aber vielleicht gelegentlich.“

„Ja, gelegentlich“ meinte Henning, scheinbar nachlässig. Dann stieg Paridom Puttfarken wieder die Treppe hinunter, und als er aus der Speichertür trat, sah er Gretchenfraude im Garten.

„Schön ist sie nicht, aber die einzige Tochter ist sie“, murmelte er und ging in den Garten.

„Guten Morgen, ma demoiselle“, begrüßte er das junge Mädchen artig, „ist die Rose zu den Rosen gegangen?“

„Was will er?“ dachte Gretchenfraude, „ach, er will liebenswürdig tun.“

„Die Rosen blühen noch nicht, Herr Puttfarken.“

„Was liegt daran, wenn nur die Rose blüht“, antwortete er mit süßlichem Lächeln.

„Haben Sie Botanik studiert?“ fragte sie ein wenig unwillig. Sie hatte mit ihrem jungen Schmerze allein sein wollen, und nun störte sie dieser Mensch, der ihr so unsympathisch war.

Er sah sie unsicher fragend an, dann meinte er langsam: „Gestern denn nur Leute, die studiert haben?“

„Dann würde mein eigener Vater ja nicht gelten“, erwiderte sie schnell.

Er schwieg einen Augenblick, wußte nicht recht, wie er das Gespräch fortführen sollte, und sagte: „Waren Sie schon in Hamburg, ma demoiselle?“

Gretchenfraude merkte, daß er framhaft nach einem Gesprächsstoff suchte, und ein schelmisches Lächeln milde verbergend, antwortete sie kurz: „Ja.“

„Und — und gefiel es Ihnen in Hamburg?“

„Nein.“

Als er sie jetzt fast hilflos ansah, siegte doch ihre Gutmilität und sie fuhr fort: „An der Alster ist es ja sehr hübsch, aber die engen Straßen — Johannisstraße, Borsigstraße, und wie sie alle heißen, sind ja so beklammend. Und abseits von der Geschäftsgegend soll es ja noch schlimmer sein.“

„Über die Bergstraße soll schon viel breiter gemacht werden“, verteidigte er seine Vaterstadt, „wird ja viel Geld kosten, viel schönes Geld. Aber — ich glaube, wenn Sie dauernd in Hamburg wohnen, würde es Ihnen schon gefallen. Glauben Sie nicht?“

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

„So denken Sie doch einmal darüber nach. Na, Demoiselle, bitte, denken Sie darüber nach.“

Gretchenfraude sah ihn erstaunt, verständnislos an, dann aber brach sie in ein schallendes Lachen aus. Der war ja wohl ganz —

Paridom Puttfarken stand mit hochrotem Kopf da. Ihr Lachen verletzte ihn. Er zog mit steifer Verbeugung den hellgrauen steifen Hut, sagte: „Wünsche viel Glück, Demoiselle“, und verließ den Garten.

Gretchenfraude wandte sich ärgerlich ab. Was gab diesem Manne das Recht, gleich am zweiten Tage ihrer Bekanntschaft so zu ihr zu sprechen?

„Natürlich, weil meine Narben mich so entstellen, meint er wohl, es ist noch eine Heldentat, mich überhaupt zu nehmen“, dachte sie bitter, „nein, nein, mich wird man doch nur wegen Vaters Vermögen heiraten wollen, aber nein, nein, ich will nicht!“

Das Mittagessen wurde, auch wenn Gäste anwesend waren, stets gemeinsam mit dem Personal eingenommen. Erst als man nachher im Wohnzimmer beim Kaffee saß, war es Gretchenfraude, als seien ihre Eltern seltsam ernst. Paridom Puttfarken tat zwar sehr unbefangen, aber er scheute sich, das junge Mädchen anzutreden.

Gegen Abend rief Frau Wilmsen ihre Tochter zu sich in die Vorderstube.

„Sehe dich, liebes Kind, ich habe mit dir zu reden“, sagte die blonde Frau mit ungewohnt feierlicher Stimme.

Gretchenfraude tat, wie ihre Mutter sie geheißen.

Frau Wilmsen zögerte einen Augenblick. Das junge Mädchen glaubte zu verstehen, antwortete aber ruhig: „Es sind sicher geschäftliche Angelegenheiten, Mutter.“

„Nein, Gretchenfraude, er hat — er möchte dich zugriffen haben.“

Die Mutter wartete, wartete, daß die Tochter antworten sollte, Gretchenfraude aber sah mit ruhig fragendem Blick die Mutter an.

Liefe Stille herrschte im Raum, nur die alte hohe Standuhr schlug langsam und bedächtig.

„Nun, Gretchenfraude?“ fragte Frau Wilmsen endlich.

„Und was habt ihr ihm geantwortet, Mutter?“ entgegnete das Mädchen in abweisend ruhigem Ton.

„Wenn du einverstanden wärst, mein Kind, sollte es uns recht sein.“

„Dann wundert es mich, daß Herr Paridom Puttfarken noch nicht abgereist ist, Mutter, denn er hätte heute morgen schon wissen können, daß ich ihn nicht will.“

„Ist das dein letztes Wort, Grethenfrau?“

„Mein letztes, Mutter.“

„Gut, mein Kind, ich werde es dem Vater sagen.“

„Gestattest du, daß ich für die nächsten Tage zu Tante Lisbeth gehe, Mutter?“

Fran Wilmesen sah ihre Tochter an, zum erstenmal während der Unterredung.

„Natürlich, Grethenfrau, geh nur. Grüße Tante Lisbeth, deine Sachen kann das Mädchen nachher hingeben.“

Als Grethenfrau den Park des Freihauses im ersten Frühlingsgrün vor sich liegen sah, atmete sie erleichtert auf; da war Ruhe, Friede.

Die alte Dame las gerade mit hochrotem Kopf Hauffs Lichtenstein, als Grethenfrau bei ihr eintrat.

„Willst du mich einige Tage bei dir haben, Tante?“ fragte das junge Mädchen ein wenig hastend in den gemütlichen Raum eintretend.

„Du? Aber, Liebe, seit wann duzt man seine Tante denn?“ entgegnete Tante Lisbeth verlegt, „jetzt — ja, in der Zeitzeit fehlt Respekt und Achtung.“

„Verzeihen Sie, Tante, es kam in der Übereilung.“

„Es sei verziehen“, sagte die alte Dame würdig, „und was ist denn los? Natürlich bist du mir willkommen, aber —“

Und Tante Lisbeth ruhte nicht, bis sie alles wußte.

„Ah — ein Antrag — sehr interessant — äußerst interessant — geradezu romantisch. Wie? Im Garten hat er dich schon gefragt? Was sagte er wörtlich? Wie benahm er sich dabei? Wurde er rot? Kniete er?“

„Nein, Tante, Herr Paridom Puttfarken kniete nicht“, und dann gewann die Schelmerei wieder die Oberhand, „o Tante, es ist schade, daß er nicht kniete.“

„Sehr schade“, stimmte Tante Lisbeth ernst bei und streichelte über ihr Buch, „ja, früher, da waren die Männer noch ritterlich und galant.“

Grethenfrau lachte: „Ja, Tante, Sie haben recht, heute ist's nichts mehr mit den Männern, darum will ich auch nicht heiraten.“

Doch kaum hatte sie es gesagt, da wurde sie wieder ernst; sie dachte an den, der jetzt die andere in den Armen hielt. —

Es war eine köstlich laue Frühlingsnacht.

Grethenfrau saß am offenen Fenster ihrer Stube und blickte träumend hinaus.

Der Sternenhimmel wölbte sich weit über Stadt und Küste, über Freihaus und Park. In den alten Bäumen raunte der Nachtwind.

Vom Hafen her drang die Stimme eines Schiffers, der zu seiner Handharmonika sang:

„Un brust of nach so doll dat Hoff,
Un liggt da nerrn of Grat an Grav,
Un scriet de Storm ot nach so wild,
Wi seilen doch torüch na Sylt,
Na Sylt!“

„Un lebt dat Seewief nach so blau,
Un is ehr Körper nach so blau,
Un braunt so bitt un sot ehr Fuß,
Smud-Inge hett denn schönsten Fuß,
Up Sylt!“

„Nu, blas man Storm in Segel rin,
Dat wi denn Wandmarsch-Haben fin'n,
Wat strect dat Seewief Arm un Hand?
Smud-Inge steigt un windt an Strand
Up Sylt!“

Mit Tränen in den Augen lauschte das junge Mädchen dem schlichten Sang.

In Wilmensens Geschäftshaus saß man an der Mittagstafel wie sonst. Nur der Stuhl der Hausfrau stand leer. Und zum erstenmal seit vielen Jahren sprach der Hausherr während der Mahlzeit kein Wort. Leichenbläß, mit schmerzerfülltem Gesicht, saß er da, rührte die Speisen kaum an. Dann und wann war es, als wollte vom halbgeöffneten Mund ein dumpfes gequältes Stöhnen sich lösen, aber Herr Wilmesen wahrte

Haltung; er glaubte dem Personal gegenüber die Pflicht zu haben.

Grethenfrau saß auf ihrem gewohnten Platz. Auch sie war bleich und hatte rotgeweinte Augen. Man konnte geradezu bemerken, welche Anstrengung es sie kostete, ruhig und gefaßt dazusitzen.

Schweigend, mit ernsten Mielen saß das Personal da. Man wagte kaum zu essen, hatte keinen Appetit. Sie starrten vor sich hin, reichten stumm die Schüsseln weiter. Bis plötzlich der jüngste Lehrling, ein kleiner, schwächer Junge, in frumpfhaftes Schluchzen ausbrach. Frau Wilmesen war wie eine Mutter gegen ihn gewesen, ein heiles Dankgefühl hatte er empfunden für all ihre Fürsorge und Güte, er hatte sie verehrt wie eine Heilige, die schlanke, blonde Frau, deren blaue Augen stets bemerkten, wo zu helfen war.

Und während die anderen Lehrlinge sich vergebens bemühten, den guten, elternlosen Jungen zu beruhigen, stand einer der jungen Gehilfen, ein weichherziger Mensch, jäh auf und stürzte hinaus; die Kollegen sollten nicht bemerken, daß er weinte.

Henning Tiedemann, jetzt zweiter Buchhalter in Wilmensens Geschäft, saß mit zusammengepreßten Lippen, da, schalt sich innerlich einen gemeinen Kerl, aber immer wieder kam der Gedanke: „Der Mann da draußen sitzt wie gebrochen. Sollte er den Schmerz nicht verwinden? Sollte —?“ Er schalt sich und versuchte in wirklichen Bemühen, um die gütige Frau zu trauern, aber immer wieder lockten triumphierend die häßlichen Gedanken.

Im Zimmer nach dem Garten zu hatte man die Fenster mit weißen Lüchern verhängt. Aber da, wo eine Falte den Blick ein wenig freigab, drang ein heller Strahl der goldigen Sommersonne ins Gemach und übergoss das friedliche Antlitz mit mildem Schein.

Ganz plötzlich war Frau Wilmesen dahingegangen. Gestern noch einsig und froh, und heute im Totenbett.

„Schlag“, murmelte Dr. Callisen achselzuckend.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesebrücke. = 22

Der Krieg verkündet unaufhörlich durch den Donnerton seiner Geschübe, daß der einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk.

G. Freitag.

Bismarck als Journalist.

Bismarck hat zu jeder Zeit seines politischen Wirkens und Schaffens in engen Beziehungen zur Zeitungswelt gestanden; ja, er ist auch selbst als Journalist tätig gewesen, und wenn man gut die Zeitungsartikel bedenkt, die auf ihn zurückgehen, so ergibt sich eine gewaltige Stofffülle, die für die Erforschung von Bismarcks Plänen und Absichten von höchster Wichtigkeit ist. Parlament und Presse erklärte er einmal Roschinger gegenüber „für die notwendigen Korrektive für die Regierung“, und die Zeitungen spielten schon bei seinem ersten politischen Auftreten eine große Rolle. Im Jahre 1848 hat sich der Guisherr auf Kniehof zum erstenmal als Journalist versucht, indem er auf einen hämischen Artikel über Parforce jagden eine entrüstete Erwiderung schrieb, die aber von dem Redakteur der „Börsen-Nachrichten der Ostsee“ nicht aufgenommen wurde. Das war bei einem maßvollen liberalen Blatte durchaus begreiflich, denn Bismarck wendet sich in seinem Aufsatz scharf gegen die Demokraten und verhöhnt sie mit törichter Ironie. Mards steht in seiner Biographie mit Recht in dem Schreiber dieses kleinen Aufsaßes bereits den ganzen Bismarck, den leibhaften Junker, der Junker sein will, ben Edelmann, der für die Rechte seines Standes eintritt, einen Kämpfer von Natur, voll Kampflust und Kraft. Aber auch der geborene Journalist lebt in diesen hellen, scharfen Sätzen; der Aufsatz ist bis ins einzelne hinein klar geformt und witzsam ausgebaut, mit dem eingehendsten Fleiß durchgearbeitet und gesiebt; glänzend ist das Wort gehandhabt, so wie es Bismarck

steis zu brauchen wußte, mit treffsicherer Stoßkraft, mit jener Eleganz und Geschicklichkeit, mit der er als Fechter das Florett führte. „So sehr auch der Deckmantel einer lichtscheuen Anonymität in Rückredit geraten“, schreibt er zum Schlusse dieses seines ersten Zeitungsaussahes, „so werde ich doch, wenn ich vorliegende Bemerkungen unterzeichnen will, durch ein Gefühl tiefer Beschämung davon abgehalten, welches ich bei dem Gedanken empfinde, daß ich die Schlechtigkeit begangen habe, in dem Stande der ci-devant nobles geboren zu werden, deren, wenn auch wenig bekannte, doch gewiß makelose Privilegien mit eisernem Druck auf unserem unglücklichen Volke lasten, deren empörendes Vorrecht, die Partikel „von“ zu führen, wie ein Nebengebilde hinterlassen von der Nacht finsterer Zeiten dem trauernden Deutschland die Morgensonne bürgerlicher und gesellschaftlicher Gleichheit verhüllt.“ Während seiner Tätigkeit im vereinigten Landtag erlannte dann Bismarck die unbedingte Notwendigkeit, für seine und seiner Freunde Ideen eine Zeitung zu gründen, und er trat für die Schöpfung eines solchen Blattes mit aller Kraft ein. Die Versprechungen der konserватiven Abgeordneten im Jahre 1847 über diese Angelegenheit bildeten die Grundlage dafür, daß ein Jahr darauf die „Kreuz-Zeitung“ ins Leben gerufen wurde; er gehört zu den Vätern und Mütschöpfern dieser wichtigen Zeitung. Seine Meisterschaft in der Behandlung der Tagespresse bewies er aber erst, als er Ministerpräsident geworden war, und von dieser Zeit an hat er bis zu seinem Tode stets die Mithilfe der Zeitungen gesucht und gefunden.

„Der Fürst war der Ansicht“, sagt der bekannte Redakteur der „Hamburger Nachrichten“ Hermann Hoffmann in seinem kürzlich erschienenen Werk, „dab keine Regierung, sei sie monarchisch, parlamentarisch, demokratisch oder sonstwas, auf die Mitwirkung der Presse bei Durchführung ihrer Politik verzichten und den Zusammenhang mit ihr verlieren dürfe, ohne die Folgen am eigenen Leibe zu verspüren und die Landesinteressen zu gefährden.“ So schuf er denn bald noch seinem Eintritt in das preußische Staatsministerium das Instrument für seine publizistische Tätigkeit, indem er die ihm von ihren Eigentümern zur Verfügung gestellte „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ zu seinem offiziösen Organ erhob. Auch auf andere Blätter gewann er Einfluß; aber daß es eine „Presse des Reichsanzlers“ gäbe, hat er des öfteren zurückgewiesen, so einmal im Reichstag mit den Worten: „Ich habe Zeitungen, die unter Umständen mir weißes Papier zur Verfügung stellen und in denen ich mich ausspreche, wenn ich keine andere Gelegenheit habe; aber mich deshalb für alle Artikel verantwortlich zu machen, die darin stehen, das ist doch eine sehr weit getriebene Sache, und ich kann es gewohnheitsmäßig — ich möchte sagen: „sportmäßig“ — nicht lassen, daß, wenn ich gerade hier bin, ich mich gegen derartige Angriffe wehre.“ Bismarck hatte stets das lebhafteste Interesse für Zeitungen; er las persönlich eine ungeheure Menge von Blättern, und seine Mitarbeiter sandten ihn häufig, auf dem Sofa liegend, rings um sich her eine Flut von Zeitungsbüchern ausstreuend, die er durchslog. Er hat nicht immer günstig von der Presse gesprochen und mit scharfen Augen ihre Schäden und Fehler erkannt. Neuter und Habas, die beiden Korrespondenzbüros, deren gefährliches Treiben wir heute wieder verspüren, hat er einmal „die Brutstätten aller Enten“ genannt. Aber den Wert und die Bedeutung der gut geleiteten Presse, die Tüchtigkeit der Journalisten, erlannte er mit warmen Worten an. „Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur“, erklärte er, „leicht einen Staatssekretär des Augens und Innern machen — bitte, denten Sie nur an Lothar Bucher —, als aus einem Dutzend Geheimräte einen gebänderten, leitenden Redakteur.“ Oder: „Ich gebe Ihnen gleich einen Leiterwagen voll von diesen Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philologen mit lauter ersten Noten in die Lehre, und Sie können aus ihnen nicht viel mehr als einen Schneider machen, der mit der Schere irgend ein geistloses Lolalblatt zusammenstellt. Das Brug zum Redakteur, der selber denkt, schafft und schreibt mit Schwung und Kraft, muß man auch mitbringen.“ Nicht selten ließ der Kanzler Diplomaten von hohem Range warten, weil er vorher einen Journalisten empfangen wollte, auf dessen Meinungsäußerung es ihm ankam. Die schönste Aufgabe der Presse aber sah er darin, in großen geschichtlichen Augenblicken das Nationalgefühl zu beleben und zu stärken. „Es gibt“, so sagte er zu Hoffmann, „Augenblicke, wo es aus den Spalten der Zeitungen „wie Schverigellir und Wogenprall“ herausfliegen muß, um den Furore Teutonicus zu erweden, ohne den wir unsere künftigen Schlachten nicht gewinnen können.“

Aus der Kriegszeit.

Die Einladung.

„Sie haben sich“ . . . Du lieber Himmel,
Beim Heus, daß Unglück schreitet schnell,
Nicht groß genug ist das Gewimmel
Der Helden — ich muß auch zur Stell.
Mich lang, ach, an Kommißbrot labend,
Schreib' morgen ich den leichten Reim,
Von da ab bin ich jeden Abend,
Ich sag' es kaum! — um neun daheim! —

Nun lebet wohl, ihr lieben Leute,
Ihr Worte, macht jetzt Ladenschluß,
Denn morgen — — ach was, heut' ist heute,
Das ich noch fest genießen muß.
Heut' brüllt mir keiner in die Ohren,
Was morgen schon ein jeder kann,
Heut' bin ich noch „Hochwohlgeboren“,
Und morgen bin ich nur „ein Mann“!

Heut' kann ich ohne Urlaub wandern,
Mir selber wählen noch ein Ziel,
Heut' trag' ich noch gleich tausend andern
Als Mensch ein menschliches Babil.
Drum will ich ohne Sorg' und Kummer
Noch einmal schwärmen, ach, zu zwein,
Denn morgen als Rekrut, als Nummer,
Wird das bedeutend schwerer sein!

Lk.

Die Engländer als Seeräuber im eigenen Lichte. Die Engländer wagen es, die Besatzung unserer tapferen Unterseeboote als Piraten zu bezeichnen, und es haben sich sogar Stimmen erhoben, die für unsere braven Seeleute auch eine Behandlung als Seeräuber forderten. Wenn die Briten sich in ihrer eigenen Geschichte umtan wollten, so hätten sie mehr Grund und Berechtigung, sich selbst als Seeräuber zu bezeichnen, und die angesehensten Geschichtsschreiber Englands haben den Taten britischer „Nationalhelden“ diese Charakterisierung zuteil werden lassen müssen. In seinem interessanten Buch „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung“ führt Professor Ferdinand Tönnies eine ganze Reihe solcher Fälle an. Über die Anfänge der britischen Seeherrschaft schreibt der angesehene moderne Historiker Großbritanniens Sir J. R. Seeley, die maritime Größe Englands stamme erst aus den Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts und von den Taten Robert Blaces. „Es gibt freilich Seehelden vor der Zeit Blaces. Da ist Francis Drake, Richard Grenville und John Hawkins. Aber die Flotte der Elisabeth war nur die englische Flotte in ihrer Kindheit, und die Helden selbst sind nicht viel anderes als Freibeuter.“ Der Krieg mit Spanien, durch den die Seeherrschaft begründet wurde, wird begonnen nach Art der alten elisabethanischen Seeräuber durch einen plötzlichen Landungseinfall, ohne vorausgegangenen Streit oder Kriegserklärung, in San Domingo.“ Cromwell, der diese maritime Politik Englands einleitete, wird von dem britischen Historiker Sir J. Stephen direkt der „seeräuberische Cromwell“ genannt. Wenn Seeley, der Historiker eines „Größeren Britannien“, die Begründer des Reiches Seeräuber nennt, so steht er damit durchaus nicht allein. Schon in einem 1837 erschienenen englischen Buche werden Drake, Cavendish und Dampier, die ersten Seehelden Englands „Bulaniere“, d. h. Freibeuter, genannt; obgleich dieser Name „verknüpft mit einer Tugend und mit tausend Verbrechen, der allzu bald mit jeder Art von Blutschuld und Ungehörlichkeit besetzt war“, erst aus dem 17. Jahrhundert stammt, müsse er doch schon auf diese Männer angewendet werden. Nach Seeleys Darstellung sind es reine Handelsinteressen, die die Engländer zu den Seekriegen führten. „Es ist nicht ganz leicht“, meint er, „das sittliche Verhalten derer, die das größere Britannien aufgebaut haben, zu billigen. Wenn wir das britische Weltreich mit anderen Weltreichen vergleichen in bezug auf seinen Ursprung, so werden wir sehen, daß es in gleicher Weise wie diese entstanden ist; daß seine Gründer die gleichen Motive gehabt haben, und zwar nicht vorzugsweise anständige Motive; daß sie viel wilde Halsgier, gemischt mit Heroismus, entfaltet haben; daß sie durch moralische Skrupel sich wenig haben beunruhigen lassen.“ Unter den „Verbrechen“, auf denen das englische Kolonialreich aufgebaut wurde, nennt Seeley als das größte das Monopol

des Sklavenhandels, das sich die englischen Kaufleute sicherten. „England hatte schon zur Zeit der Elisabeth einen Anteil am Sklavenhandel, da John Hawkins als der erste Engländer sich hervortat, der seine Hände mit den Greueln dieses Handels befleckte. Man findet bei Halliwell die eigene Erzählung des Hawkins, wie er 1567 an ein afrikanisches Dorf heranlief, wie er es in Brand stellte und „das Glück hatte“, von 8000 Einwohnern 250 Männer, Frauen und Kinder einzufangen.“ Nach dem Urteil des berühmten englischen Historikers Lecky wurde durch den Utrechter Frieden der Sklavenhandel ein zentrales Objekt der englischen Politik: „Wir befuhlen uns mehr als andere Nationen mit den ungeheuerlichen und untagbaren Greueln des Sklavenhandels.“ Der Hafen von Liverpool z. B. verdankt nur dem Sklavenhandel sein Aufblühen, denn die englischen Kaufleute bevorzugten dies Geschäft als das „bei weitem gewinnreichste.“ Ihre Sklavenhändler-Gesinnung verleugneten die Engländer auch während des amerikanischen Bürgerkrieges nicht; denn sie standen mit Herz und Seele auf Seiten der Sklavenhalter des Südens, und suchten sie nach Kräften gegen die Nordamerikaner zu unterstützen. Auch in ihrer späteren Geschichte haben die Engländer sich des Namens der Seeräuber, den man den führenden Männern des 16. und 17. Jahrhunderts beilegte, wert erwiesen, an meisten in jenem unerhörten Raubzug gegen Dänemark, von dem im Unterhause selbst den Ministern gesagt wurde: „Die Ruinen Kopenhagens sind das Denkmal ihrer Schande“; die Wegführung der dänischen Flotte konnte nicht anders denn als „glatter Diebstahl“ bezeichnet werden, und in London wurde es sprichwörtlich, zu sagen: „Chrös, wie der Zug nach Kopenhagen.“ Der neueste englische Darsteller dieses Raubzuges, der Cambridge Professor J. Holland Rose, muß zugeben, daß die Völker des Kontinents diese Tat „für wenig besser als eine Seeräuberei erklärt.“

Die geistreiche Antwort eines Soldaten. In den deutschen Heeren war der Diebstahl der Soldaten von jeher auf das Größte verpönt. Kein Soldat durfte sich widerrechtlich etwas eignein, und wer bei einem Diebstahl betroffen wurde oder wer sich nicht darüber ausweisen konnte, woher er etwas hatte, was in seinem Besitz gefunden wurde, der durfte die strengsten Strafen, ja sogar den Tod erwarten. So hatte der Marschall von Sachsen einst einen Soldaten zu verurteilen, der bei einem Diebstahl ergriffen worden ist. Er wurde zum Tode durch den Strang verurteilt und sollte gerade zum Richtplatz geführt werden, als der Marschall ihn noch einmal sprechen wollte, um ihm das Unwürdige seines Verhaltens klar zu machen. Der Gegenstand, den der Soldat entwendet hatte, war ungefähr einen Speziestaler wert, und der Marschall fragte den Soldaten voller Verachtung: „Bist du nicht ein großer Tor gewesen, dein Leben für einen Taler zu wagen?“ Doch der Soldat hob den Kopf und sagte: „Herr Marschall, ich bedaure es tief, daß ich gestohlen habe, aber mein Leben habe ich täglich für neunzehn Pfennig (den Sold) gewagt.“ Die Antwort rettete dem Soldaten das Leben, der später noch verschwiegen Gelegenheit hatte, sich als braver und tapferer Soldat auszuweisen.

Überschreiten und tödesmutig. Es war bei Podolin am 20. November. Die Russen hielten eine Höhe, Teile einer Nieserbedivision griffen an. Am Fuße der Höhe ein langgestrecktes Dorf. Davor unsere Schützenlinie, hinter einem Hause ein Stab, rechts, rückwärts, fährt Artillerie auf. Da kommt von links her ein Meldebereiter angejagt, immer im dichten Strichfeuer der Russen. „He, Meldebereiter, hierher!“ „Hab nich Zeit!“ Er jagt weiter zur Artillerie. Wenige Minuten darauf kommt er zurückgejagt. „He, Meldebereiter, hierher!“ Er pariert. „Wo waren Sie?“ Artillerie soll schießen, wie könne nich vor.“ „Wozu reitten Sie denn mitten durch das Feuer? Sihen Sie ab, lassen Sie Ihr Pferd verschaußen, und wenn Sie zurücktreten, holen Sie weiter nach rückwärts aus, sonst sind Sie des Todes.“ „Dank scheene, Arganz, hab nich Zeit. Mein Oberst hat man noch einen Meldebereiter und das bin ich.“ Weg war er, und faustete auf demselben Wege mitten durch den pfeifenden Augenregen zurück. Zwei Tage darauf begegnete ich ihm wieder. Da trug er bereits das Eiserne Kreuz.

Wie man „Rechts um!“ macht. Einen Nürnberger Richter für den augenscheinlich nicht gerade leicht begreifenden englischen Rekruten will Fred G. Shaw in einem kleinen Buch „Der Drill leicht gemacht“ schaffen, das bei dem billigen Preise

von 25 Pf. in die weitesten Kreise bringen soll. Der Engländer will von dem „Drillen nach preußischer Art“ nichts wissen; er sieht an die Stelle dieser groben und mechanischen Weise eine mehr philosophische Methode, die nicht nur den Körper, sondern auch den Geist des britischen Tommy entwickelt und wahre Wunder wirken soll. Greifen wir als ein Beispiel heraus, wie dieser Klassiker eines neuen Exerzierens das schwierige Kommando „Rechts um steht“ in Hirn und Fuß des Soldaten einhammern will. Der Rekrut muß dabei „den linken Absatz emporheben, die linke Fußspitze am Boden lassen, die rechte aufheben und seinen rechten Absatz als Angripunkt bemühen, um sich mit der Spitze des linken Fußes nach rechts umzudrehen.“ Dieser höchst komplizierte Vorgang kann gewiß mechanisch eingehakt werden, aber erleichtert wird die Sache nach der Ansicht des Engländers außerordentlich, wenn man sich dabei auch immer etwas denkt. „Die einzigen Gedanken, die dabei notwendig sind, die aber den Muskelbewegungen vorausgeben müssen, sollten beim Rekruten eingeprägt werden und müssen von ihm, bevor er das Kommando ausführt, laut wiederholt werden wie folgt: 1. Ich muß meinen linken Absatz aufheben. 2. Ich muß mich mit meiner linken Fußspitze nach rechts drehen, wenn ich meinen rechten Fuß vom Boden aufhebe. 3. Ich muß meinen linken Absatz an meinen rechten bringen. Nachdem der Rekrut den ersten Gedanken wiederholt und überlegt hat, soll er seinen linken Absatz aufheben. Das Nachsprechen dieses Befehls wird eine große Suggestionskraft auf ihn ausüben, und er wird so jede Bewegung nicht nur ausführen, sondern auch verstehen.“ Diese Form des „suggestiven Drills“ wird jedenfalls das Kommando „Rechts um“ nur sehr langsam auszuführen gestatten. Aber die englischen Rekruten haben ja viel Zeit. Daher legt der Verfasser auch großen Wert auf das Ausruhen des durch diese angestrenzte Gedankenarbeit ermüdeten Hirns. „Durch den Befehl muß das Gehirn ebenso beeinflußt werden wie der linke und der rechte Absatz. Ob aber nun die ersten Versuche, das Kommando auszuführen, glücken oder nicht, es sollte doch eine kurze Pause von wenigen Sekunden dem Gehirn des eingeladenen gegeben werden, bevor er zur Wiederholung der verschiedenen Bewegungen aufgerufen wird.“ Die Gehirnzellen werden nämlich ganz so müde wie die linken Fußspitzen und die rechten Absätze, und es ist für das Gehirn nicht leicht, die nötige Suggestionskraft auszugeben. „Die Gehirnzellen sind demselben Gesetz unterworfen wie die anderen Organe des Körpers; sie ermüden und müssen langsam an ihre Arbeit gewöhnt werden. Ihre Zahl wird mit 1500 Millionen angenommen.“ Man begreift, daß es für den Rekrutenerzieher durchaus keine Kleinigkeit ist, 1500 Millionen solcher Gehirnzellen in Gang zu bringen. Durch Anwendung von Lungenkraft und durch Schimpfen, wie man es wohl früher beim Drillen versuchte, wird man nach Mr. Shaws Ansicht die Gehirnzellen nur wenig beeinflussen; dazu sind Hartheit und psychologisches Verständnis notwendig. „Der Rekrut muß die ganze Bewegung in ihren Einzelheiten durchdringt haben, wobei ihm jeder Gedanke von seinem Erzieher aufsuggeriert wird, bevor er die wirklichen Bewegungen ausführt.“ Also das Rezept ist dieses: wenn das Kommando „Rechts um“ erklärt, dann muß der Mann sich rechtwinklig drehen mit seinen Beinen, seinen Absätzen, seinen 1500 Millionen Gehirnzellen und allem anderen. Dann soll er ein wenig Ruhe haben, damit die Gehirnzellen sich wieder kräftigen können, bevor er weiter denkt. . .

Übertrumpft. Von dem fürglich verstorbenen Florentiner Theaterkritiker Farro, der in ganz Italien bekannt und wegen seiner scharfen Zunge gefürchtet war, erzählt ein Freund folgendes Geschichtchen. „Ich traf ihn einmal in einer Schenke zusammen mit dem Marchese Corigliani, einem großen Jäger vor dem Herrn. Man sprach von der Jagd, und jemand in der Gesellschaft bemerkte, daß die Kunde des Vogelzugriffs unter den Anhängern des edlen Weidwerks doch entschieden abnehme. „Ich habe einen Bekannten“, sagte da ein anderes Mitglied der Gesellschaft, daß wegen seines Jägerlateins berühmt war, „der den Ruf des Distelfinken so ausgezeichnet nachmachen kann, daß sofort, wenn er es tut, ganze Scharen von Vögeln herankommen.“ „Das ist noch garnichts“, fiel da Farro ein, „ich hatte einen Freunden, der, wenn er das Krähen des Hahnes am Abend nachmachte, damit sofort die Sonne aufgehen ließ.“